

Rebecca  
Mascul

Die  
sieben  
Sinne  
der  
Adeliza  
Golding  
Roman

Aus dem Englischen übersetzt  
von Julia Becker

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»The Visitors« bei Hodder & Stoughton.

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**



Deutsche Erstausgabe März 2016  
Droemer Taschenbuch  
© 2014 Rebecca Mascull  
© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Lisette Buchholz  
Covergestaltung: Franz Bucher, München  
Coverabbildung: iStock / saiva  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-30463-1

2 4 5 3 1

# Kapitel 1

**M**ein Name ist Adeliza Golding. Ich komme in einer Steißgeburt zur Welt und bringe meine Mutter fast um. Als ich auf die Welt komme und die Augen öffne, sehe ich graue Schleier, in denen sich Scharen von Gesichtern drängen, bleich und neugierig, flüsternd und nickend. Das ist meine erste Begegnung mit den Besuchern.

Mutter hat vor mir schon fünf Kinder unter dem Herzen getragen, die jedoch alle in ihr gestorben sind. Ich bin das Wunder, das überlebt hat. Doch mit meinen Augen stimmt etwas nicht. Ich kann sehen, was man vor mich hinstellt, aber nicht viel mehr. Ich lerne, zuzuhören und die Dinge zu ertasten, so dass ich Vater, Nanny, Arzt, Mutter und Fremde unterscheiden kann, je nachdem, wie die Tür klickt, wenn sie eintreten, und wie sich ihre Schritte auf dem Teppich anhören. Ich selbst bin eine gute kleine Sprecherin, lerne neue Worte mit einer Leichtigkeit, die meine Eltern erstaunen lässt.

Als ich fast zwei bin, kommt das Fieber. So heiß, als koche man Suppe. Meine Ohren entzünden sich, Eiter rinnt heraus. Vaters Stimme. Vater ist immer da, immer in der Nähe. Auch die Stimme der Nanny und die des Arztes, sie alle werden schwächer, und ich glaube, sie flüstern aus Rücksichtnahme. Doch sie verklingen zu Nichts und Nirgendwo. Sie kehren nie zurück. Mein Gehör ist zerstört. Ich liege monatelang in meinem abgedunkelten Zimmer. Es dauert ein Jahr, bis ich wieder laufen kann, ohne dass mich jemand stützen muss.

In der Stille trachten meine Augen nach Dingen jenseits einer Armlänge, doch auch diese verblassen langsam vor

mir. Es bleiben grauen Schemen, die sich vor mir zusammenballen. Bald kann ich kaum noch etwas erkennen. Tagsüber wende ich den Kopf zum Fenster, am Abend zu einer brennenden Kerze, das ist alles. Erst sehr viel später erfahre ich den Namen dieser neuen Krankheit: grauer Star. Ich bin ein Mädchen, das mit schlechten Augen zur Welt kam und durch Scharlach sein Gehör verlor, ehe der graue Star ihm auch noch das Augenlicht nimmt. Mit drei Jahren bin ich taub und blind.

Die Worte, die ich gelernt habe, verkümmern wie Muskeln, die man nicht mehr benutzt. Anfangs sage ich immer wieder dieselben Worte. »Nacht«, rufe ich verwirrt, weil es so dunkel ist. »Nacht, Nacht.« Doch dann spreche ich immer weniger, nur noch ein oder zwei Worte am Tag. Als das Fieber abgeklungen ist und ich mich wieder erhole, trägt Vater mich nach draußen, damit ich den Wind im Haar und die Sonne auf der Haut spüren kann. Er bringt mich in den Hopfengarten. Ich betaste sein Gesicht und finde dort Tränen. Um mich abzulenken, legt er meinen Finger an eine zarte junge Hopfenpflanze, pflückt sie von der Ranke und lässt mich die Hand darum schließen und sie zerdrücken.

»Hopfen«, sage ich. »Hopfen.« Es ist das letzte Mal, dass ich ein verständliches Wort von mir gebe. Danach schweige ich.

Meine Mutter wird wunderlich. Nach all den verlorenen Kindern und der Tragödie meines Lebens zieht sie sich zurück und fristet ein kümmerliches Dasein hinter verschlossenen Vorhängen. Einmal am Tag, vor dem Mittagessen, darf ich sie besuchen. Ich betrete ihr Schlafzimmer zusammen mit meiner Nanny, die mich an Mutters Bett führt, wo ich ihre feuchte, warme Hand halte. Zunächst versuche ich noch, zu ihr ins Bett zu kriechen, doch jedes Mal zieht man mich fort. Ich will mit den Fingern ihren Arm entlangfah-

ren, zu ihrem Hals, durch ihr Haar, das so dicht und lang wie meines ist, will ihr Gesicht streicheln und mich ihrer verge-wissern. Doch man hält mich zurück. Ich vergesse, wie Mut-ter aussieht.

Meine Finger sind meine Augen. Sie suchen und finden, sie sehen. Ich benutze meinen Geruchssinn und sein Ge-schwister, den Geschmack. Ich weiß Dinge, die deinen Au-gen und Ohren verborgen bleiben. Wenn ich einen Raum betrete, ist für mich anhand des Parfums oder Rasierwas-sers, des Geruchs nach Seife oder Talkumpuder offenkundig, welches Geschlecht dort die meiste Zeit verbringt. Die Aus-dünstungen eines Mannes sind stark und streng, durchsetzt von üblem Zigarrengeruch, wenn er Raucher ist. Ich merke immer, ob eine Frau gerade jene Monatszeit durchlebt. Dann riecht sie hefeartig, wie trocknender Hopfen. Ich kann das Alter der Bücher in den Regalen ausmachen, je nachdem, wie das Leder riecht, alt und schlaff oder neu und straff. Wenn im Zimmer Blumen stehen, weiß ich, welcher Art sie sind, ob wild oder gezüchtet, wie frisch oder wie lange sie schon welken. Ich kann den Staub in den Vorhängen riechen oder einen toten Maikäfer auf dem Fenstersims. Ich weiß, ob das Hausmädchen beim Putzen nachlässig war, und kann sogar verschimmelnde Krümel von Teegebäck unter dem Sofa erschnuppern. Können deine Augen dir so viel verraten? Schließlich bist du auch nur ein Geist, durch Nerven mit den Augäpfeln vorn an deinem Kopf verbunden, und du empfängst das unsichtbare Gespinnst der Klänge durch eine Öffnung an jeder Seite. Dein Gehirn allein reimt sich all dies zusammen. Das nennst du sehen, hören. Mich erreichen die Sinnesreize durch weniger Tore, und dennoch erfindet mein Geist in jedem Augenblick für mich die Wirklichkeit, genau wie bei dir, und wir träumen beide, nicht wahr? Wenn deine Augen und Ohren das Draußen kaum wahrnehmen, sind

wir auf dem gleichen Stand. Wir träumen von Orten, die wir noch nie besucht haben, von Anblicken und Klängen, die wir noch nie gesehen oder gehört haben, Menschen, denen wir nie begegnet sind. Wir sind nicht allzu verschieden, du und ich.

Sobald ich ohne fremde Hilfe laufen kann, erkunde ich unermüdlich unser Haus. Ich kenne die Form, das Gewicht, die Dichte und Temperatur jedes Gegenstands, jedes Möbelstück, das Gewebe jedes Teppichs, Kaminvorlegers oder Vorhangs, jede Unebenheit und jede Falte in der Tapete (das Fleckenmuster im Esszimmer mag ich am liebsten). Ich tolle von Zimmer zu Zimmer und nehme Gegenstände in die Hand, rieche daran, betaste sie und schlage sie gegen die Wand, um herauszufinden, ob sie zerbrechlich sind. Ich bin auch mit der Beschaffenheit des Gartens vertraut und könnte ihn dem Gedächtnis meiner Finger entsprechend aus Ton formen: den Schwung der Wiese nach Westen und die vier Bodenwellen, die hinauf zum Obstgarten führen, sowie die steile Biegung des zerfurchten Pfades nach Osten zum Hopfengarten. Ich gehe dort hinein, an den Hopfenspalieren entlang, und streiche mit den Fingerspitzen über die klebrigen Stengel oder die jungen Pflänzchen, die so weich wie Wimpern sind. Doch irgendwann schnappt mich einer der Arbeiter, der fürchtet, dass ich die Ernte beschädigen könnte, dann zieht Nanny mich fort und lässt mich vielleicht »Vater, Mutter, Kind« in den Hütten der Hopfenarbeiter spielen oder die unebenen Stufen zum Speicher des Trockenschuppens erklimmen, wo ich mich auf den Trockenboden lege. Der andere Ort, den ich sehr gern aufsuche, ist der Kräutergarten: köstliche Düfte von Rosmarin, Borretsch, Sandthymian, Wasserminze, Ysop und Schnittlauch. Ich erkenne jedes Kraut so eindeutig an seinem Aroma, dass die Köchin mich losschicken könnte, um ein bestimmtes für die Küche zu ho-

len, denn ich finde sie schneller als jeder andere. Oder eine Magd bittet mich, Lavendel für die Wäscheschränke zu besorgen. Oder Nanny schickt mich los, um Kamille zu pflücken für den Tee, der meine entzündeten Augen beruhigt (manchmal nässen sie). Ich liebe es, auf der Wegkreuzung zwischen den dreieckigen Kräuterbeeten zu stehen und Seil zu springen, während die süßen, würzigen Düfte sich nach den Launen des Windes vermischen.

Weiter weg vom Haus gehe ich an Nannys Seite, wenn sie mit mir Schritt halten kann. Doch sie wird langsam alt und müde, und obwohl ich erst drei oder vier bin, bringe ich sie manchmal dazu, sich unter einem Baum niederzulassen, wo ich ihre Hand streichle, bis ich ihr grollendes Schnarchen spüre. Dann ziehe ich schnell Stiefel und Strümpfe aus, weil ich es hasse, meine Füße einzusperren. Ich fühle mit ihnen fast ebenso viel wie mit den Händen. Ich paddle im Bach und plansche mit den Zehen im gurgelnden Wasser. Ich klettere auf Bäume und suche nach kleinen Nestern, schwinge mich von Ästen und renne wild umher, hüpfе durch hohes Gras und Wolken aus Löwenzahnsamen oder hebe einen Stein auf und werfe ihn in die Luft. Mindestens einmal fällt mir das Wurfgeschoss auf den Kopf und verletzt mich. Natürlich fürchte ich den Schmerz, doch ich bin keine Freundin von Vorsicht. Außerdem sind Stöße und Kratzer die Höhepunkte meines faden Lebens. Ich stürze, stoße mich an und falle hin, während Nanny döst. Später betupft sie meine Wunden mit Jod, und das Brennen treibt mir Tränen in die Augen. Ich weiß nicht, wie sie meine Verletzungen erklärt, doch Vater behält sie, also lässt sie sich wohl irgendeine List einfallen.

Mit Menschen gehe ich ebenso grob um. Ich packe eine Küchenmagd, und sie stößt mich weg, so dass ich gegen den harten Stein der Spülküche falle und mein Ohr blutet. Ich

tauche den Finger in den Blutstrom und koste. Vaters Hände waschen das Blut wieder ab. Die, die mich lieben, haben Geduld mit mir, doch die, die im Haus meines Vaters arbeiten, finden mich verstörend und wollen nicht mit mir allein sein. Ich schüttele mich und wiege den Kopf hin und her. Ich drücke mir die Finger in die Augen, damit ich Sterne sehe. Ich beiße in meine Kleider und wedle mit den Händen vor meinem Gesicht herum, um mir Luft zuzufächeln. Ich schlage meinen Kopf gegen den Bettpfosten (obwohl ich, wenn ich ruhig bin, gern die Rinnen und Knoten im geschnitzten Holz am Kopfende meines Bettes entlangfahre, die eine ganz eigene Geschichte vom Wald erzählen). Ich bin schwachsinnig. Mägde, Köchinnen und Gärtner kommen und gehen. Nur Nanny bleibt und Mutter in ihrem Zimmer. Und Vater. Doch er hat sein Land, seine wertvolle Ernte, sein Gesinde, seine Arbeit, er kann nicht mein Gefangener sein.

Ich werde für die anderen zu einer solchen Plage, dass man mich oft einfängt und in mein Schlafzimmer schleppt. In der Küche falle ich den Leuten besonders auf die Nerven. Ich mag das Feuer, das dort immer brennt und mich willkommen heißt, aber nicht den feuchten Gestank nasser Wollkleidung, die zum Trocknen davorhängt. Einmal greife ich nach dem Topf, in dem immer die Milch erhitzt wird, weil ich gern die Haut darauf schmecke, und verbrenne mir die Hand. Ich lerne, die Nachmittage in meiner Kammer zu verbringen, eingesperrt, mit Stricken oder anderer Handarbeit, um mich zu beschäftigen, während das Personal die Freiheit genießt, die meine Abwesenheit ihm beschert. Auch ich genieße die Ruhe, bürste mir tausendmal das Haar und flechte mir kunstvolle Zöpfe, die ich später ausschüttele, so dass das Haar sich kräuselt. Oder ich nähe stundenlang gerade Linien und Bögen und beliebige Formen, wobei ich eine Vielzahl von Stichen verwende, die ich alle durch Tasten er-

kenne: Languettenstich, Kreuzstich, Zickzack, Blümchenstich. Manchmal bastle ich Püppchen aus Wäscheklammern und ziehe ihnen Stoffreste an, oder ich stricke Wollkleider für meine liebste Stoffpuppe. Sie ist so groß wie mein Unterarm und prall mit Sägespänen ausgestopft. Sie hat Knöpfe als Augen, und als ich älter bin und meine Blindheit verstehe, rupfe ich ihr die Knopfaugen heraus, damit wir beide blind sind. Sie hat keinen Namen, weil ich Namen noch nicht verstehe. Nanny ist nicht Nanny, sondern einfach nur die, die immer da ist, mich herumführt und mir Dinge zeigt und mich manchmal auch grob behandelt, Vater ist der Sanfte mit dem stoppeligen Kinn und den liebevollen Armen, der mich zu kurz umarmt und dann zu lange fortgeht, Mutter ist die Hand an dem Körper, der sich niemals regt, im verbotenen Zimmer. Ich bin die mit den heißen Wangen und dem Bäuchlein und dem langen, dichten Haar wie das von Mutter, das mir über den Rücken fällt, und mit den geheimen Stellen und Dutzenden Knöpfen an meiner Unterwäsche und den gestärkten Kleidern, Schicht über Schicht, und den steifen Stiefeln. Die, die man jeden Morgen ankleidet, die, deren Körper ich nicht entkommen kann, wenn ich allein in meinem Zimmer bin, also muss es ich sein.

Doch ich bin nicht vollkommen allein. Denk an die Besucher, die mich seit meiner Geburt begleiten. Sie sind oft bei mir. Sie kommen und gehen. Ich spüre sie, wenn ich die Augen offen habe. Doch sobald ich die Lider schließe, verschwinden sie. Ich habe keine bildliche Erinnerung an sie, um ihren Anblick zu verstehen. Doch die Besucher sind da. Ich kann sie nicht streicheln, wie ich es mit den Menschen in der äußeren Welt tue, doch ich bin mir stets ihrer Gesellschaft bewusst. Die Stimmungen meiner Familienmitglieder erkenne ich durch Berührung, die Anspannung auf Vaters Stirn oder die Ungeduld in Nannys Fingern. Dank eines in-

neren Gespürs weiß ich, ob ein Besucher trübsinnig, unruhig, gelassen oder freundlich gestimmt ist, eine Schwingung, die sich kaum merklich auf meinen Geist überträgt, wie Wärme oder Kälte durch die Haut dringen. Ich kann mich mit den Besuchern nicht unterhalten, weil ich keine Worte habe. Aber ich weiß, dass sie mir etwas erzählen wollen. Sie warten darauf, dass ich handle, etwas für sie tue, obwohl ich keine Ahnung habe, was das sein könnte. Sie scheinen in meinem Kopf zu wohnen, und mein kindliches Ich glaubt, dass sie tatsächlich in meinem Schädelknochen leben. An meinen abgeschotteten Nachmittagen halte ich mir meine Handarbeiten vor die Stirn, um ihnen eine Freude zu machen, spiele mit meiner Puppe und reibe sie an meinem Haar, damit sie die Hände ausstrecken und sie ebenfalls berühren können. Wenn ich betrübt bin, schließe ich die Augen, um sie verschwinden zu lassen. Manchmal muss man kaltherzig sein.

An manchen Tagen bin ich mein bequemes Gefängnis leid. Ich trete gegen die Tür und schlage jaulend gegen die Wände. Dann blüht mir Ärger wie nur selten. Manchmal kommt Nanny, und ich merke, dass sie eintritt, weil sie grob die Tür aufstößt, und dieser unverwechselbare Ruck sorgt dafür, dass ich hinter zwei Meter lange Samtvorhänge renne, um einer Tracht Prügel mit ihrem Hausschuh zu entgehen. Wenn Vater kommt, behandelt er mich zärtlich und streichelt mein Gesicht. Das ist meine liebste Strafe. Ich liebe Vater mit einer wilden Eifersucht und kämpfe gegen seine Bestrebungen, sich mir zu entziehen. Mutter kommt nie.

Im Laufe der Zeit lerne ich grundlegende Manieren und eigne mir einen Sinn für Höflichkeit an, doch nur, wie man auch einem Schimpansen beibringen kann, eine Gabel zu benutzen, ohne dass er versteht, warum das besser sein soll als seine Finger. Ich trage den kratzigen, gestärkten Spitzen-

kragen, ohne mich zu winden. Ich nehme ohne Widerstand jede Woche meine Dosis Rizinusöl und esse das Fett an meinem Fleisch. Ich mag die Mahlzeiten und werde gut ernährt, wobei ich besonders gern Gegensätze wie kaltes Fleisch und heiße Sauce oder heißen Marmeladenpudding und kalte Vanillesauce mag. Ich lerne, meine Ellbogen nicht auf den Tisch zu legen, Kakao nicht zu hastig zu trinken und nicht zu grunzen, wenn ich Kümmelkuchen verzehre. Ich darf in der Küche helfen, Kirschen zu entsteinen oder mit der winzigen Schere der Köchin Stachelbeeren zu putzen. Nanny gibt mir einen Klaps auf die Hand oder den Rücken, um mich zu tadeln. Wenn ich brav bin, bekomme ich Johannisbrot, das scheußlich riecht, aber köstlich schmeckt. Wenn ich ungehorsam bin und Nannys Reichweite fliehe, stampft sie auf. Die Erschütterung erreicht meinen Fuß und lässt mich anhalten. Wenn Vater nicht da ist, schlägt und schüttelt mich Nanny. Nicht fest, aber fest genug, um mich zu erschrecken. Nanny ist eine richtige Zuchtmeisterin, doch es ist nur zu meinem Besten. Ich bin ein wildes Tier, das in einem zivilisierten Haus gehalten wird.

Meine Begierden treiben mich an: Hunger und Durst, das Bedürfnis nach Trost und Nähe, der Wunsch, mich zu bewegen und die Welt zu erkunden, ein Forschergeist, der wissen will, was ich fühlen, riechen und schmecken kann, und dessen Wissbegierde niemals gestillt wird. Ich stelle alle Fragen, die mein Geist ohne Worte ersinnen kann, indem ich greife, befühle, rieche und probiere, meine Nase und Zunge verwende oder mich gegen Nanny oder Vater dränge. In meinen gelenkigen Fingern steckt der Drang, Dinge erklärt zu bekommen, zu begreifen. Doch ich habe keine Worte, mit denen ich das ausdrücken könnte, und keinen geistigen Mechanismus, um es aufzunehmen. Ich verstehe, was Routine ist, dass der Essensgeruch aus der Küche bedeutet, dass es

bald Mittagessen gibt, oder dass ein Flanelltuch in meiner Hand heißt, dass ich gleich baden werde. Schließlich erfinde ich Zeichen, um meine Bedürfnisse zu befriedigen: Ich tippe mir an die Lippen, wenn ich Hunger habe, oder streiche mir über die Augen, wenn ich erschöpft bin. Doch diese Zeichen sind nicht geplant, sondern nur abbildende Gesten, die Befriedigung bringen, ganz wie eine Katze lernt, ihren Menschen das abzuschmeicheln, was sie haben möchte.

Ich folge meinen Sinnen, weil sie alles sind, was ich habe. Ich muss die Welt auf eigene Faust ergründen. Ein normales Kind wächst auf und lernt, indem es zuhört und zusieht, ausprobiert und Fragen stellt. Seine frühen Laute sind noch keine Worte, doch sein Tonfall ahmt den der Erwachsenen nach, und die, die ihm am Nächsten stehen, verstehen sie. Ich habe keine dieser Möglichkeiten. Mein Geist kämpft darum, seinen Beschränkungen zu entkommen, zu rennen und zu springen, doch die Stille und das Grau ersticken ihn. Mein Ausweg ist der Zorn, klare, eisblaue Wut. Meine Kehle stößt hasserfüllte Rufe aus, und für diese Laute werde ich bestraft, genauer gesagt, für jeden Laut. Ich lerne schnell, dass die Geräusche, die ich von mir gebe – die ich nur als ein Pochen in meiner Kehle erkenne oder als ein Kitzeln in meinem Mund –, anderen Menschen zuwider sind. Indem ich die Lippen und Kehlen der Menschen um mich herum berühre, erfahre ich, dass sie einander Botschaften zuwerfen, die ich nicht empfangen kann. Ich klammere mich an Nannys Rock oder Vaters Ärmel, während sie zielgerichtet durch das Haus und durch den Garten schreiten. Sehr früh schon weiß ich, dass ich ungewöhnlich bin. Ich glaube nicht, dass mein animalischer Geist meine Blindheit und Taubheit erfasst. Es gibt eine Welt, die mich umgibt, sich aber immer knapp meinem Zugriff entzieht. Ich spüre ihre stete Gegenwart anhand der Dinge, die alle außer mir tun können.

Ich entdecke Vater dabei, wie er etwas in der Hand hält, und als ich versuche, es ihm wegzunehmen, zerreißen die Seiten aus Papier, und er hält mich zurück. Später komme ich wieder und merke, dass er den Gegenstand noch immer in der Faust hält. Warum hält er diesen leblosen Gegenstand so lange Zeit in seinem Schoß umklammert? Warum steht Nanny vor einem Rahmen an der Wand und macht ihr Haar zurecht? Sie trägt ein seltsames Gestell auf der Nase, gläserne Kreise, die von Draht umgeben sind, und dann ist da der Kasten – ein heiliger Gegenstand, mit dem ich nur unter Vaters direkter Aufsicht spielen darf –, der Kasten, in dem eine Scheibe mit Rillen liegt. Wenn der Kasten arbeitet, pulsiert er und fühlt sich beinahe lebendig an. Ich lege meine Handfläche daran, um die Schwingungen zu spüren. Doch noch kann mir niemand diese Rätsel erklären: Bücher und Spiegel, Brillen und Grammophone. Oder Gaslampen, Kerzen, Uhren und Gemälde, den Weihnachtsbaum, das Schachbrett, das Klavier oder Vaters Horn, das an einem Nagel an der Wand im Wohnzimmer hängt. Ich weiß nur, dass andere sich diese Dinge auf mir unverständliche Weise zunutze machen, so wie ich es nie können werde.

Als mir klarwird, dass ich mit meiner Art allein bin, habe ich keine Worte, um mein Schicksal zu beklagen. Nur meine Fäuste, mit denen ich mir auf die Nase schlage oder mir büschelweise das Haar ausreiße. Solche Gewalt gegen mich selbst zeigt sehr bemerkenswerte Ergebnisse, vor allem das wundervolle Gefühl, wenn Vater mich mit seinem ganzen Körper auf dem Sofa niederdrückt und mich so fest hält, dass ich kaum atmen kann. Dabei krähe ich jedes Mal vor Freude. Danach ist Vater immer fürchterlich außer Atem und legt eine Hand an die Brust. Dann tut es mir leid, dass ich ihm solche Streiche spiele. Wenn Vater nicht zu Hause ist, fesselt Nanny mich manchmal an einen Stuhl. Das miss-

fällt mir, aber es geschieht nicht jeden Tag. Nur wenn mich der Wahnsinn packt.

Ich kenne Gefühle, so wie du sie kennst: Langeweile, Enttäuschung, Neugier, Stolz. Ich kenne das Haus und den Garten, wo ich lebe. Ich kenne Gemütlichkeit und Routine. Aber ich weiß nicht, was »Zuhause« oder »Familie« bedeutet. Mein tägliches Leben ist kein dicht gewebter Stoff voller Erinnerungen und Verstehen und Verbindungen wie deines, sondern es ist eher dünn und löchrig, unterbrochen an den Stellen, wo das Chaos des Unbekannten eindringt. Ich glaube wirklich, ich weiß nicht, was Glück ist. Ich kann Freude nicht von Traurigkeit abgrenzen, ich begreife nur den Unterschied zwischen Verlust und Gewinn. Ich kenne mich selbst nicht, ebenso wenig wie die Gesellschaft oder meinen Platz darin. Ich kann eine Empfindung genießen oder nicht, aber ich kann ihre Wichtigkeit im Zusammenhang mit anderen Dingen nicht erkennen, wie etwa den Unterschied zwischen einem sauren Apfel oder dem Tod eines Vogels. An Gedanken, wenn ich welche hatte, erinnere ich mich nicht. Ich besitze geistige Werkzeuge, aber mir fehlt die Methode, sie zu benutzen.

Meine kleine Seele wirft einen traurigen Schatten. Das sind die Jahre 1883 bis 1889. Das ist die Zeit ›Davor‹.

## Kapitel 2

Ich bin sechs Jahre alt. Es ist Spätsommer, und der süße Duft von Pflaumen, Birnen, Äpfeln und Brombeeren liegt in der Luft. Ich weiß, wenn das Wetter am heißesten und der Hopfen reif ist, kommen viele neue Leute auf Vaters Land und bleiben eine Weile. Die Erde bebt dann unter ihren Karren und Wohnwagen und ihren schweren Schritten. Sie bringen unzählige Gerüche mit: Holzrauch und backende Kartoffeln, Schweiß und Latrinengestank. Jeden Morgen geschieht etwas Bemerkenswertes. Vater kommt mit seinem Horn in der Hand ins Zimmer marschiert, öffnet das Fenster, das zum Hopfengarten hinausgeht, hebt das Instrument und bläst einen Rhythmus übers Land. Ich darf sein Bein umklammern, während er das tut, und spüre den Klang des Horns Dumdidum durch seinen Körper und meinen. Auf dieses Zeichen hin beginnen die Menschen draußen sich zu regen, und bald prasseln ihre Arbeit und ihr Geplauder auf die Erde. An meinen langen Nachmittagen sitze ich am Fenster und schnuppere die Luft, bin mir der Anwesenheit all dieser Menschen bewusst und sehne mich danach, ihnen zu begegnen. Aus dem Trockenschuppen strömt Hitze, die bis zu meinem Fenster weht und meine Haut befeuchtet. Tagelang ist die Luft geschwängert von einer schwindelerregenden Welle von Hefegestank. Wenn Nanny kommt oder Vater, was seltener geschieht, zeige ich hinaus zu unseren Gästen und bin begierig darauf, sie kennenzulernen. Doch die Antwort ist immer nein, nein. Ich darf nicht mit ihnen verkehren. Ich rieche das Mittel gegen Schädlinge, das unsere Hofarbeiter benutzen, um sich vor dem Ungeziefer zu schützen, das mit

den Fremden kommt, den Läusen und Flöhen und Wanzen. Doch das verstehe ich noch nicht, und es kümmert mich nicht. Ich möchte sie einfach treffen. Ich zeige immer wieder hinaus, meine Arme werden weggezogen, hinuntergedrückt. Man schlägt mir auf die Hände. Das bringt mich innerlich zum Kochen.

Meine Wutanfälle werden schlimmer. Inzwischen sind es fünf bis sechs Ausbrüche am Tag. Danach bin ich erschöpft, den Tränen nahe und brauche jemanden, der mich in die Arme schließt. Doch je mehr ich wüte, desto seltener sehe ich Vater. Eines Tages im September bin ich den ganzen Nachmittag an meinen Stuhl gebunden. Sobald Nanny mich losmacht, fliehe ich und schieße zur Tür. Nanny war nachlässig und hat sie nicht abgeschlossen. Ich öffne sie ruckartig und eile die Treppe hinunter. Die Hand einer Magd greift nach meiner Bluse, doch ich reiße mich los und krache gegen den Schirmständer, dessen Inhalt sich auf dem Boden verteilt. Ich krabble über die spitzen Schirme hinweg und erreiche die Haustür. Draußen springe ich eine, zwei, drei, vier Stufen hinunter und weiter zur Einfahrt. Ich stolpere über einen Stein, der am Rande einer ringförmigen Begrenzung liegt, und der Kies heißt mich willkommen und zerkratzt mir das Gesicht. Haut, Blut und Steine vermischen sich. Doch ich halte nicht an. Ich stehe wieder auf und renne stolpernd weiter gen Osten, den gewundenen Pfad entlang. Ich folge meiner Nase zum leisen Stimmengewirr der Fremden, die sich zwischen den Hopfenspalieren versammelt haben. Meine wild um sich schlagenden Arme treffen auf Widerstand, als ich vorbeikomme, feste, fremde Körper links und rechts von mir. Ich erreiche das Ende eines Weges und bleibe stehen, außer Atem. Dann spüre ich, wie eine Hand die meine berührt. Ich ziehe sie weg und will schreien, doch es ist eine neue Hand: rissig und mit Schnitten bedeckt, kör-

perliche Arbeit gewohnt, aber schlank, beweglich und weiblich. Sie berührt mich wieder. Dieses Mal schrecke ich nicht zurück. Sie fängt an, sich zu bewegen und Formen zu malen. Zwei Finger liegen flach an meiner Handfläche, einer berührt die Spitze meines vierten Fingers, eine Hand umfasst meine ausgestreckten Finger. So geht es immer weiter mit diesen seltsamen Formen. Jetzt zieht ein Finger eine Linie von meiner Daumenspitze die Wölbung des Daumens entlang bis hin zur Spitze meines Zeigefingers, berührt dann dessen Spitze und legt einen Finger flach an meine Handfläche, dann drei Finger nebeneinander. Ich bin vollkommen still.

Die nächste Hand gehört Vater, auf meiner Schulter. Ich drehe mich um und benutze meine freie rechte Hand, um auf die Formen zu zeigen. Doch die Hand zieht sich zurück. Ich schreie auf, strecke den Arm ins Leere nach der neuen Hand aus. Sie kommt wieder, und ich entspanne mich. Ich will diese Hand haben. Vater gibt mir einen Stups gegen den Rücken, und wir gehen langsam zurück zum Haus, während die neue Hand noch immer da ist, noch immer die Formen malt. Wir gehen in mein Schlafzimmer und setzen uns auf mein Bett. Ich weiß nicht, wo Vater ist, und es ist mir gleich. Ich untersuche die Hand, dann taste ich den Arm hoch bis zum Kopf. Dünne Arme. Haar, das ordentlich zu einem festen Knoten zusammengebunden ist. Lockig, nicht zu bändigen, wenn man es freilässt, stelle ich mir vor. Warme Haut, ausgeprägte Wangenknochen. Volle Lippen. Sie lächeln. Ein so erfreuliches Gesicht, dass ich sie auf die Wange küsse. Ihre Haut strömt einen starken Geruch nach Hopfen, Schweiß und Seife aus.

Wieder ergreift ihre Hand die meine. Sie malt weitere Formen, neue, immer rascher. Jetzt liebe ich diese Hand. Ich will, dass sie niemals wieder fortgeht. Nanny klopft mir fest

auf den Rücken, und ich fahre zornig herum, will sie packen und von mir schleudern. Ich will nichts anderes als die neue Gefährtin an meiner Seite, die nun mein Gesicht antippt. Mir fällt ein, dass ich mir die Wange aufgeschürft habe. Vor lauter Bezauberung habe ich den Schmerz vergessen. Ich lasse zu, dass Nanny meine Wunde säubert, doch dabei halte ich weiterhin die Hand meiner Gefährtin umklammert. Ich will sie noch mehr erforschen, deshalb lasse ich meine Hand wandern, strecke den Arm nach unten aus, zu ihren schlammverkrusteten Schnürstiefeln, und nehme ihren Rock aus grober Baumwolle zwischen meine Finger. Er ist mit einer Schürze bedeckt, die vor Dreck starrt und am Saum zerfranst und löchrig ist. Ich stehe auf und hole meinen Nähkasten. Ich werde die Schürze für sie stopfen und alles tadellos in Ordnung bringen, damit sie mich liebt. Ich fühle, wie jemand das Zimmer verlässt, doch ich nehme an, dass es Vater ist, so dass es mich nicht kümmert, solange meine Gefährtin noch da ist.

Als ich zum Bett zurückkomme und mich daraufsetze, merke ich an der ebenen Matratze, dass ich allein bin. Nun, da ich mich beruhigt habe, haben sie meine Gefährtin fortgeholt. Ich gehe zur Tür, sie ist abgeschlossen. Ich schreie und schlage gegen die Wände. In mir tobt eine brennende Wut. Noch nie habe ich eine solche Sehnsucht und einen solchen Verlust gespürt wie den meiner Gefährtin, ihrer Hand und dieser Formen. Ich werde nicht mehr essen und trinken, ich werde nicht aufgeben, bis ich diese Hand wiederhabe. Die Zeit beobachtet mich ungerührt. Ich spüre, dass die Besucher kommen. Sie leiden mit mir, fast fühle ich ihre Berührung wie einen kaum merklichen Atemhauch. Sie wollen mich trösten. Doch sie können rein gar nichts für mich tun, können nicht für mich handeln, die ich so machtlos bin. Ich verabscheue sie, weil sie mir keine Hilfe sind und so nutzlos.

Ich schließe die Augen und schüttle den Kopf, bis ich nichts mehr spüre und von ihrem sinnlosen Mitgefühl befreit bin. Dann lasse ich mich auf das leere Bett fallen, schluchze und keuche. Irgendwann wische ich mir das Gesicht ab und nehme meine Puppe. Ich bringe ihr Haar und ihre Kleidung in Ordnung. Ich sitze auf der Bettkante und wiege sie in meinem Schoß. Sie schläft.

Stunden später habe ich mich noch immer nicht gerührt. Ich verstehe nicht, was Geduld ist, doch ich weiß, dass nichts geschehen wird, solange ich schreie. Deshalb sitze ich still und warte. Dann ein Ruck, als jemand die Tür aufschließt und sie öffnet. Am Luftzug und an den Schritten merke ich, wie sich zwei Gestalten nähern. Die eine ist Vater, die andere folgt ihm: wie auf Zehenspitzen, zögernd. Vater tätschelt mir die Wange, auf der die Tränen getrocknet sind. Ich greife nach seiner Hand, weiß nicht, wie man üblicherweise um etwas fleht, doch ich tue mein Bestes, versuche ihn gewissermaßen zu meinem Herzen zu ziehen, während ich den Kopf hin und her wiege, die Augen fest zugekniffen. Bitte, bitte. Bring sie mir wieder – und da ist sie, ihre Hand wieder in meiner. Ich öffne sofort die Hand und bin bereit für die Formen. Sie fangen wieder von vorn an. Wenn ich herumzappelle, hören sie auf, deshalb bleibe ich regungslos. Dann taucht ein Gegenstand in meiner Hand auf. Ich kenne ihn gut, es ist ein Schlüssel. Jeden Tag lässt Vater mich die große Uhr in der Eingangshalle aufschließen und aufziehen. Sie nimmt den Schlüssel weg und malt sieben Formen. Dann ist die Hand wieder verschwunden. Der Schlüssel ist wieder da. Erneut die sieben Formen. Der Schlüssel. Die Formen. Und so weiter.

Sie hält inne. Sie legt ihre Finger auf meine. Sie nimmt meinen Zeigefinger und formt ihn zu einem Haken in ihrer Handfläche. Dann streckt sie meinen Finger wieder und

zeigt damit auf die Spitze ihres Zeigefingers. Als Nächstes zeige ich auf ihren Daumenballen. Nun habe ich den Schlüssel wieder in der Hand. Dann ist er wieder fort. Ich muss selbst die Formen malen. Sie hilft mir. Ich erinnere mich genau daran. Die sieben Formen, dann der Schlüssel. Die sieben Formen, immer wieder dieselben sieben Formen in derselben Reihenfolge. Sie legt meine rechte Hand auf ihre, damit ich erkenne, wie die Formen aus ihrer Warte aussehen. Das hilft mir, meinen Stil zu verfeinern, und schon bald bin ich sehr geübt. Ich kann diesen Trick sehr gut. Er ist neu, und er ist hochspannend. Mir gefällt die Komplexität des Ganzen, das Gefühl, dass das alles einen Zweck hat.

Ich erinnere mich an Vater und rudere mit dem Arm, um ihn zu finden. Er sitzt neben mir. Ich nehme seine Hand, lege den Schlüssel hinein, nehme ihn wieder heraus und male die sieben Formen. Er ergreift meine Hand und schüttelt sie wie zur Begrüßung. Ich glaube, er versteht nicht, wie wundervoll mein neuer Trick ist, deshalb führe ich ihn immer wieder aus. Seine Hand ist angespannt, während er sich konzentriert. Er unterbricht mich und umarmt mich stürmisch, hebt mich hoch und schwenkt mich durchs Zimmer. Deshalb mache ich es immer wieder, da es ihn aufmuntert und bewirkt, dass er mich liebt. Er setzt mich wieder zu ihr, und dieses Mal habe ich plötzlich meine Puppe in den Händen. Ich lerne neue Formen und halte dann meine Puppe. Dieses Mal sind es fünf Formen, und bis auf eine sind sie anders als die vorherigen. Am Anfang und in der Mitte wiederholt sich eine Form.

An diesem Tag nehmen wir viele Gegenstände in meinem Zimmer in die Hand und malen die Formen dazu auf: Bett, Stuhl, Bürste, Nadel, Schuh. Dann Körperteile: Ohr, Nase, Mund, Auge, Haar. Während sie mir die neuen Muster zeigt,

ist mein Gesicht verzerrt, weil ich mich so sehr bemühe, sie genau zu erfassen und richtig wiederzugeben. Ich bin entzückt, wenn ich es richtig mache. Ich will mehr Dinge in die Hand nehmen und noch mehr Formen malen, immer mehr. Alle. Doch sie wählt genau aus, beachtet einige meiner Bitten nicht, während sie andere selbst anregt. Ich lerne mindestens zwanzig Formen und male sie mehrmals. Schon bald sind meine Finger erschöpft. Nicht von den Bewegungen; meine Hände sind es gewohnt, stundenlange Feinarbeit zu verrichten. Doch mein Geist ist müde. Eine so anstrengende, eigenartige Tätigkeit ist er nicht gewohnt. Ich will mich hinlegen, aber ich möchte nicht, dass sie mich verlässt. Ich nehme ihre Hände und ziehe sie zum Bett. Ich streiche mir über die Augen, um ihr zu zeigen, dass ich schlafen muss. Sie malt neue Formen für mich, diesmal sind es vier, von denen ich einige bereits von anderen Mustern kenne. Sie streicht mir ebenfalls über die Augen und malt dann die vier Formen. Ich ziehe ihre Finger an meine Brust. Ich habe große Angst, dass sie fortgehen wird. Doch das tut sie nicht. Sie liegt neben mir und lässt zu, dass ich ihre Hände drücke. Ehe mir die Augen zufallen, kommen die Besucher und sind sehr aufgeregt. Sie beglückwünschen mich. Frohen Herzens schlafe ich ein. Ich träume von ihr. In meinen Träumen vermischt sich die Wirklichkeit mit dem, was unmöglich ist, ganz wie in deinen. Ich kann ungehindert rennen, hüpfen und schweben, meine Füße sind über dem Erdboden. Aber sehen und hören kann ich auch im Traum nicht. Stattdessen erlebe ich mit meinem ganzen Körper Freuden und Ängste wie im Wachzustand. Dieser Traum handelt von den Händen meiner Gefährtin, von ihren Händen in meinen. Sie bewegen sich rätselhaft und erwecken in mir eine vage Hoffnung, an die ich nur zu gern glaube.

Sie verlässt mich nie. Sie ist da, wenn ich morgens die Au-

gen aufschlage und wenn ich sie nachts schließe. In meinem Zimmer gibt es kein zweites Bett, also schläft sie woanders, doch sie kommt herein, ehe ich aufwache, um bei mir zu sein, und bleibt, bis ich eingeschlafen bin. Einmal bin ich nachts aufgewacht und fand sie nicht, so dass ich nach ihr gerufen habe. Nanny kommt, und ich schiebe ihr dummes altes Gesicht weg, heule und strecke den Arm nach der anderen aus, der Gefährtin mit den Händen. Nanny schlägt mich auf den Mund, doch dann sind plötzlich Vaters Hände auf meinem Haar. Im Zimmer herrscht Aufruhr. Die Menschen stampfen und springen durch den Raum. Ich strecke den Arm nach Vater aus. Stattdessen kommt sie, die ich will. Sie hilft mir, mich wieder hinzulegen. Sie streichelt meine Lider und hilft mir, wieder einzuschlafen. Nanny kommt nicht wieder, nicht in dieser Nacht und auch sonst nicht mehr. Nanny ist fort.

Anfangs wache ich jede Nacht auf und rufe nach meiner Gefährtin. Ich fürchte, sie könnte meiner überdrüssig werden und mich aus ihrer Gegenwart verbannen. Doch das tut sie nicht, und bald beunruhigt es mich nicht mehr, wenn sie mich verlässt, während ich noch wach bin. Ich weiß, dass sie am Morgen immer für mich da ist. Ich schlafe gern allein, weil ich weiß, dass ihre Anwesenheit meine Tage füllen wird. Ich muss den Nachmittag nicht mehr eingesperrt in meinem Zimmer verbringen. Den ganzen Tag habe ich sie um mich, und wir spielen zusammen und lernen neue Formen. Sie riecht nun anders, nach sauberer Wäsche und Mutters Seife.

Noch nie war ich so zufrieden mit mir und meinem Schicksal. Es ist das herrlichste Geschenk, eine Gefährtin zu haben, die immer bei mir bleibt. Ich umarme und küsse sie oft, löse ihr Haar und bürste es, aber ich hatte recht, es ist kaum zu bändigen. Ich finde heraus, dass es weicher wird

und glatter am Kopf anliegt, wenn ich es mit Wasser aus der Schale auf dem Waschtisch benetze. So bürste ich es und flechte es oder knote über Nacht Stoffetzen hinein, damit sie am nächsten Morgen Löckchen hat, wenn sie kommt, um mich aufzuwecken. Jeden Tag spielen wir neue Spiele. Ich ahme ihre Bewegungen nach, wenn sie meine Hände schüttelt und sanft auf meine Finger tippt, wir nicken einander zu, und wenn wir einander besonders nah sind, fühle ich, wie ihr Atem meine Haut kitzelt. Wir erkunden noch mehr Zimmer, mehr Gegenstände und mehr Formen. Zwei Wochen vergehen, und ich lerne Dutzende neue Formen. Noch immer ist alles neu für mich, und ich genieße es sehr. Doch ich habe keine Ahnung, wofür es gut sein soll. Mein Verstand stellt keine Verbindung her zwischen den Formen, die ich lerne, den Mustern, die sie darstellen, und den Gegenständen, die sie mir reicht. Ich kann sie wiederholen, doch sie bedeuten mir nichts. Ich male die Formen nie, wenn die Gegenstände nicht da sind, nur wenn ich sie in der Hand halte. Ich weiß nicht, dass diese Muster über sich selbst hinausweisen. Ich bin wie ein Papagei. Doch in mir entwickelt sich etwas, der Keim eines Gedankens, dass dahinter eine Absicht steckt, dass es kein Zeitvertreib ist wie unsere anderen Spiele. Das hier ist wichtig. Doch ich kann nicht erfassen, warum, und meine Gefährtin kann es mir nicht vermitteln. Bis sie mich in den Hopfengarten mitnimmt.

Von früher weiß ich, dass auch die Ranken fort sind, wenn die Menschen Vaters Land verlassen haben. Die Pflanzen kehren nicht zurück, bis die Kälte da war und wieder vergangen ist und die warmen Tage wiederkommen. Meine Gefährtin lässt mich die leeren Stangen anfassen. Die meisten Pflanzen sind gepflückt worden. Doch ich finde eine einzelne Hopfendolde, die sich an einer vergessenen, stacheligen Ranke festhält, die noch aus einem Erdhügel wächst.

Ich mache ihr die Blume zum Geschenk. Sie nimmt sie an, legt ihre rechte Hand in meine linke und malt sechs Formen. Dann legt sie mir die Hopfenblüte in die Hand. Wieder die sechs Formen. Dann der Hopfen. Sechs Formen. Der Hopfen. Formen, Hopfen. Formen, H-O-P-F-E-N. Ich halte ihre Hand auf. Ich erstarre in der Bewegung. Ich denke nach. Ich halte die Hopfenblüte, umschließe sie mit meiner linken Hand und zerdrücke sie. Ich greife nach ihrer Hand. Ich male die Formen, H-O-P-F-E-N. Ich gebe ihr die Blüte. H-O-P-F-E-N, wieder und wieder. Die Formen bilden ein Wort. Das Wort ist ein Zeichen. Ein Zeichen, das etwas aussagt. Die Blume, die ich in der Hand halte, hat einen Namen, und dieser Name lautet H-O-P-F-E-N. Ich buchstabiere ihn.

»H-O-P-F-E-N.«

Ich lasse mich zu Boden fallen, krieche umher, bis ich das harte, runde Ding finde, das ich gern werfe. Ich lege es meiner Gefährtin in die Hand; sie gibt mir vier Formen. S-T-E-I-N. Es heißt Stein. Ich buchstabiere es.

»S-T-E-I-N.«

Ich lache, hüpfе und springe und packe meine Gefährtin an den Schultern, die sich ebenfalls vor Lachen schütteln. Mehr, ich will mehr. Wir purzeln durch den Garten und finden G-R-A-S, ein B-L-A-T-T und einen B-A-U-M, sogar ein N-E-S-T. Ich strecke die Hand aus und berühre das Gesicht meiner Gefährtin. Tippe sie mit der Handfläche an, lege die Hand auf ihre Brust. Was ist das Wort für sie? Wer ist sie? Sie buchstabiert es für mich. L-O-T-T-I-E. Lottie. Ich buchstabiere es ebenfalls.

»Lottie«, buchstabiere ich in ihre Hand. »Lottie.«

Wir sprechen mit unseren Fingern.

Doch was ist das Wort für mich? Habe ich einen Namen? Ich tätschle meine Brust und tippe mich mit der Hand an.

Was ist mein Name? Lottie nimmt meine Hand und malt vier Formen. L-I-Z-A.

»Liza«, sagt Lottie.

»Liza«, sage ich.

Ich heiße Liza.

## Kapitel 3

Ich lerne Hunderte neue Wörter. Wir gehen in jedes Zimmer, und Lottie zeigt mir die Namen aller Dinge, die ich anfassen kann. Ich kenne nun das richtige Wort für jeden Gegenstand in unserem Haus, angefangen vom einfachen »Kessel« in der Küche bis hin zur kunstvollen »Marcella-Tagesdecke« in meinem Schlafzimmer. Zuerst Substantive, dann Verben und Adjektive. Ich kann Eigenschaften erklären: heiß, kalt; jung, alt. Ich kann Empfindungen ausdrücken: mögen, nicht mögen. Ich verbinde Wörter und bilde Pidgin-Sätze: Liza rennen. Liza trinken Milch. Liza haben lieb Lottie und Vater. Ich verliere jegliches Interesse an den Menschen, die nicht die Fingersprache können. Vater braucht einen Tag, um sie zu lernen, doch er ist nicht so schnell wie Lottie und ich. Ich will ihm Dinge erzählen, aber wenn er antwortet, muss ich lange auf seine Wörter warten, und manchmal stoße ich ihn mitten im Satz weg, weil ich mich langweile. Er fängt offenbar an zu üben, denn er ist schon bald besser, und wir unterhalten uns jeden Tag. Er geht mit mir spazieren und benennt für mich Blumen und Kräuter, sagt mir, wie alle Teile der Hopfenpflanze heißen und die Geräte im Trockenschuppen. Er zeigt mir wertvolle Gegenstände in seinem Arbeitszimmer: eine Muschelschale, ein Marmorei, einen Rosenquarzkristall. Ich lerne die Namen aller Schachfiguren aus Speckstein. Er baut mir ein besonderes Schachbrett aus Holz, dessen Linien gewölbt sind, damit ich erfühlen kann, wie ich den König ein Feld vorsetze, den Läufer zwei Felder diagonal, den Springer zwei hoch und eins zur Seite. Er bringt mir das Spiel bei und schüttelt

mir herzlich die Hand, wenn ich einen guten Zug mache. Ich weiß, dass er mich auch in der Zeit ›Davor‹ liebgehabt hat, aber ich habe das Gefühl, dass er mich jetzt noch mehr liebt.

Als Nächstes lerne ich, was Namen sind. Ich entdecke, dass Vater Vater ist und Mutter Mutter. Ich weiß, dass Köchin Köchin ist, aber noch einen anderen Namen hat, Martha. Das ist verwirrend, deshalb nenne ich sie Köchin Martha. Dann gibt es noch die Magd Edith und die Magd Florrie, und die Magd Alice ist die Zofe von Mutter. Noch immer besuche ich Mutter jeden Tag, und ich darf Lavendelwasser auf ihr Taschentuch träufeln und ihr damit über die Stirn wischen. Sie lässt mich ihre Hand berühren, und jetzt male ich Formen für sie. Sie lässt sie mich in ihre ausgestreckte Hand malen, doch sie antwortet mir nie.

Nachher erzähle ich Lottie: »Mutter malt keine Formen.«

Lottie sagt: »Eines Tages.«

Ich weiß, dass ich Adeliza Golding bin, dass Vater Edwin Golding ist und Mutter Evangeline Golding. Lottie ist Charlotte Crowe.

Ich frage: »Warum Lottie nicht Golding?«

Sie sagt: »Andere Mutter und Vater.«

»Wo schlafen?«

»Nicht dieses Haus.«

»Welches Haus?«

»Am Meer.«

»Was ist Meer?«

»Großes Wasser.«

»Wie Teich.«

»Nein. Sehr groß. Salzig.«

»Liza gehen jetzt zu Meer und treffen Lottie Mutter und Vater.«

»Eines Tages«, sagt Lottie.

Bald höre ich auf, mich Liza zu nennen, und verwende das Wort »ich«. Später vermute ich, dass die zwei Jahre, die ich hören konnte, ehe ich das Fieber bekam, geholfen haben, dass sich eine Fülle an Ideen in meinem Geist ansammeln konnte, die ich über mein Gehör empfangen habe und die in irgendeiner verstaubten Schublade in meinem Hinterkopf weggeschlossen gewesen sein müssen. Lottie hat den Schlüssel. Sie bringt mir nicht nur die Namen der Gegenstände, der Gefühle und Ideen bei, sondern tut noch etwas anderes: Sie spricht die ganze Zeit mit mir. Sie sitzt bei mir oder geht mit mir spazieren und schreibt mir in der Fingersprache lange Sätze in die Hand. Viele Wörter kenne ich nicht, aber andere sind mir ein Begriff, und so kann ich einige Bedeutungen aus dem Zusammenhang erschließen. Sie behandelt mich, als sei ich ein hörfähiges Kind, das zwar noch nicht alle Wörter versteht, die die Erwachsenen benutzen, das aber durch Zuhören und den ständigen Kontakt mit Sprache lernt. Sie bedient sich keiner Säuglingssprache. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich einen Menschen gefunden, der mich nicht wie ein Kleinkind, ein bemitleidenswertes Wesen oder wie ein Tier behandelt. Sie behandelt mich wie eine Person.

Ich werde sehr geschickt in der Fingersprache. Ich will sie den ganzen Tag verwenden und auch die ganze Nacht. Wann immer ich allein bin, wenn Lottie sich einen Augenblick entfernen muss, spreche ich zu mir selbst, indem ich Fingerzeichen in meine linke Hand male. Lottie und ich halten unsere Handflächen nicht mehr aneinander, um uns zu unterhalten. Wenn wir miteinander sprechen, halte ich meine Hand vor mich, nach unten gebogen, als würde ich eine unsichtbare Pflaume halten, während Lottie schnell die Zeichen in meine Handschale malt. Ich tue dasselbe. Meine rechte Hand ist inzwischen so biegsam, dass die linke im Vergleich dazu steif erscheint, weil sie niemals spricht. Unser Verstand

und unsere Hände denken in Worten, nicht in einzelnen Buchstaben. Wenn du einer Person beim Reden zuhörst, bemerkst du auch nicht jeden Laut, noch liest du jeden Buchstaben einzeln, wenn du Schrift betrachtetest. Für unsere Gespräche gilt das Gleiche. Unsere Finger bewegen sich so rasch, wenn wir Wörter formen, dass ich jeden herausfordere, der glaubt, unseren wieselflinken Unterhaltungen folgen zu können.

Ich frage Lottie: »Warum kannst du die Fingersprache? Warum nur du?«

»Ein Mann hat sie mir vor langer Zeit beigebracht.«

»Warum?«

»Ich hatte einmal eine Schwester. Sie war wie du. Sie konnte weder sehen noch hören.«

»Hast du mit ihr gesprochen?«

»Ja. Der Mann, der es mir beigebracht hat, war Pfarrer, ein Mann der Kirche. Er war weit gereist und wusste vieles. Er war einst in einer großen Schule auf der anderen Seite des Ozeans gewesen und hatte dort die Fingersprache gelernt. Als er erfuhr, dass wir eine kleine Schwester hatten, die blind und taub war, kam er zu uns und brachte sie uns bei.«

»Er hat sie dir, deiner Mutter und deinem Vater beigebracht?«

»Ja, und meinem Bruder. Wir haben sie ihr beigebracht, und sie hat sie schnell gelernt, wie du. Wir hatten eine glücklich Zeit zusammen. Sie war ein wunderbares Mädchen.«

»Wo ist sie jetzt? Kann ich sie treffen?«

»Nein, Liza. Sie ist leider gestorben.«

»Wie ist sie gestorben?«

»Sie hatte ein schlimmes Fieber, als sie ungefähr in deinem Alter war.«

»Ein Fieber wie das, das ich hatte, das meine Ohren verletzt hat, als ich ein Säugling war?«

»Ja, aber es war zu stark für sie und hat sie umgebracht.«

»Wie hieß sie?«

»Constance.«

»Constance Crowe.«

»Ja.«

»Du hast sie sehr liebgehabt.«

»Ja.«

»Es tut mir leid.«

»Danke, Liza.«

Ich küsse Lotties Hand. Ein Besucher fragt: *Warum bist du traurig, Adeliza?*

Jetzt sprechen die Besucher mit mir. Es begann an dem Tag, als ich »Hopfen« buchstabierte. In dem Moment, als mein Geist sich der Sprache öffnete, kamen sie hereingeströmt und sehnten sich verzweifelt danach, mit mir zu kommunizieren. Wie Lotties lange Reden habe ich auch sie zuerst nicht verstanden, doch ich lernte nach und nach, mich mit ihnen zu unterhalten, während ich lernte, mit Lottie und Vater die Fingersprache zu sprechen. Doch sie malen mir keine Formen in die Hand, weil sie nicht dasselbe Reich bewohnen wie meine Familie und die Dienerschaft. Ich höre sie in meinem Kopf. Ich weiß, dass du ebenfalls Worte im Kopf hören kannst, sie machen bloß kein Geräusch. Irgendwie erschaffen deine Gedanken die Stimme in deinem Geist, ohne Schallwellen, die sie wirklich werden lassen könnten. Dennoch hörst du sie. Genauso ist es bei mir und den Besuchern. Sie entsprechen meinen Gedanken, auch wenn ich weiß, dass sie nicht mir gehören. Sie sind etwas anderes, aber sie entscheiden sich dafür, bei mir zu bleiben, und sprechen jetzt mit mir, allerdings nur, wenn meine Augen offen sind. Manche haben Namen. Andere haben ihren Namen vergessen. Sie sprechen auch nicht miteinander. Sie scheinen nicht

zu wissen, dass andere ihrer Art oder sonst jemand existiert. Sie sprechen mit mir und erzählen mir Dinge. Manchmal muss ich sie zur Ordnung rufen und sagen: *Pst! Wartet, bis ihr an der Reihe seid.* Ansonsten reden sie alle durcheinander, wenn mehr als einer da ist, und das Stimmengewirr in meinem Kopf treibt mich in den Wahnsinn.

Nachts, wenn Lottie sich in ihr Bett zurückgezogen hat, weil es sie erschöpft hat, dass ich sie ständig brauche, bleibe ich wach und lausche den Besuchern. In Gedanken spreche ich mit ihnen. Diese Gespräche mit den Besuchern sind seltsam, nicht wie die mit Lottie oder Vater. Sie sind recht unhöflich. Sie hören mir nicht wirklich zu, sondern warten nur, bis ich einen Satz beendet habe, damit sie sagen können, was sie wollen. Am meisten wollen sie über sich selbst sprechen. Oder besser gesagt, immer wieder über eine bestimmte Sache. Sie diskutieren nicht, sondern reden die ganze Zeit nur über diese eine Sache. Bei jedem ist es eine andere. Es geht um eine Bootsfahrt oder um einen Hund, den sie einmal hatten, einen Sturz von einem Baum oder einen Kratzer von einem Rosendorn. Ich versuche, sie nach anderen Dingen zu fragen, wer und was sie sind, woher sie kommen und warum sie hier sind, doch solche Erkundigungen scheinen sie nicht zu verstehen, und stattdessen erzählen sie mir erneut von dem, wovon sie besessen sind. Es ist, als steckten sie in einer Spur fest und könnten dieses eine Ereignis nicht hinter sich lassen. Einer von ihnen ist ganz reizend und erzählt mir, wie er einen Tag lang mit seinem Sohn eine Trockenmauer gebaut hat. Doch ein anderer ist zornig und verrennt sich in seiner Wut, während er einen Mann dafür verflucht, dass er sein Pferd erschreckt hat, wodurch er hinunterfiel und sich eine Platzwunde am Kopf zuzog. Ich bitte diesen Besucher, sich zu beruhigen, und meist tut er das auch. Ich mag ihn nicht. Ich bin besser mit ihnen

ausgekommen, ehe ich sprechen gelernt habe, ehe sie reden konnten.

Ich beschließe, Lottie von ihnen zu erzählen. Ich kenne sie und bin mit ihnen vertraut, doch ich fürchte, sie wird sie merkwürdig finden. Sie hat sie mir gegenüber nie erwähnt und Vater ebenso wenig. Ich fürchte, dass sie Vater und Lottie nicht besuchen. Das ist der Moment, in dem ich ihnen einen Namen gebe: Besucher. Ich erkläre Lottie, was sie sind. Zunächst gibt sie dazu keine Bemerkung ab. Ich frage sie, ob sie ebenfalls die Besucher in ihrem Geist hört.

Sie sagt: »Nein. Das sind meine Gedanken. Du kannst sie Besucher nennen, wenn du möchtest.«

»Nein«, sage ich. »Die Besucher sind anders. Sie waren schon bei mir, ehe du kamst, ehe ich Worte lernte.«

»Dann waren sie damals auch deine Gedanken. Du hattest immer einen Geist. Nur keine Sprache. Jetzt sprechen sie mit dir, weil du Worte kennst.«

Ich schüttle den Kopf. Ich bin sicher, dass sie sich irrt, doch ich fürchte, dass sie mich für verwirrt hält, ein wenig verrückt, weil ich jahrelang von der Außenwelt abgeschottet war. Und ich will nicht, dass auch nur ein winziger Schatten auf unserer Freundschaft liegt. Oft frage ich sie: »Hast du mich sehr gern?«, und immer antwortet sie: »Ja.« Ich möchte nicht, dass sie von mir denkt, wie Fremde es tun. Deshalb spreche ich nicht mehr über die Besucher. Alles, was ich weiß, ist, dass ich anders bin als Lottie, als Vater, als alle anderen. Nicht nur wegen meines zerstörten Gehörs und meines verlorenen Augenlichts, sondern noch auf eine andere Weise, die ich nicht erklären kann. Ich lebe in einem anderen Land. Mit Hilfe der Sprache kann ich aus dem Abgrund berichten. Ich kann nicht behaupten, dass ich dort glücklich wäre. Er war immer ein Gefängnis. Doch zumindest ist er vertraut. Das Gebiet jenseits meiner Fingerspitzen ist größer

als ich. Es ist wundervoll, aber auch beängstigend. Ich frage mich, ob ich mich in dieser anderen Welt, deiner Welt, je zu Hause fühlen werde.

Dann fängt Lottie an, mir mehr als nur Sprache beizubringen. Ich lerne die Naturgesetze, indem ich die Gärten erforsche, Blumen pflücke und Beeren sammle, Rinde abschäle oder nach Würmern grabe, eine Regentonne aufstelle und Schneebälle ins Haus bringe, um zu spüren, wie sie in meinen warmen Händen schmelzen. Ich begreife, dass Tiere nicht mit den Fingern sprechen können. Das enttäuscht mich schrecklich, und ich denke, dass sie sehr geistesschwach sein müssen. Ich lerne Biologie, indem ich einen toten Vogel finde und seine Flügel anhebe, um zu verstehen, wie er fliegt. Physik, indem ich auf Bäume klettere und Äpfel hinunterfallen lasse. Geographie, indem ich einen Stock in den Bach halte, so dass ich das fließende Wasser fühlen und Strömungen verstehen kann. Ich weiß, dass das Wasser von Vaters Land in einen Fluss fließt, der das große, weite Meer speist, wo die Familie Crowe lebt. Noch weiter entfernt gibt es andere Länder, wo viele Menschen leben und andere hingereist sind. Unser Planet besteht aus Land und Meer, Bergen und Tälern, die sich von meinem kleinen Leben aus über den ganzen Globus erstrecken und Jahrtausende in der Zeit zurückreichen und in die Zukunft weit über meine kurze Lebensdauer hinaus. Ich kann nicht fassen, wie groß die Erde ist.

Eines Tages nimmt Lottie mich bei der Hand und führt mich in Vaters Arbeitszimmer. Er hat mir etwas Neues gekauft. Sie lässt mich herausfinden, was es ist. Es ist halb so groß wie ich und doppelt so dick. Rund, gewölbt, ich taste es ab und fasse darunter. Es hat Spitzen und Mulden, rauhe Gegenden und glattes Meer. Ich habe es erraten. Es ist die Erde. Ein Globus. Wir sprechen über Länder, über unser kleines

England und die Gebiete, die jenseits davon liegen, alle vom selben Himmel umschlossen. Lottie ist verblüfft, wie schnell meine Finger über den Globus huschen und wie schnell mein Geist ihn auswendig kennt. Durch meine Berührungen verfüge ich über ein besonderes Wissen darüber, das ein sehendes Kind möglicherweise nicht aus einer flachen Landkarte gewinnen würde. Innerhalb eines Morgens lerne ich die Kontinente, die Meere und einige Länder. Europa fällt mir schwer, so viele kleine Staaten auf einer einzigen Landmasse.

»Streiten sie sich in Europa denn nicht«, frage ich Lottie, »wenn sie so beengt leben?«

Ich mag Gebirge, weil sie so schöne Furchen unter meinen Fingernägeln bilden. Das Erste, das ich lerne, sind die Alpen. Es fühlt sich an, als wären sie nicht weit von England entfernt. Ich frage Lottie, ob wir morgen die Alpen besuchen können. Sie erklärt mir, der Globus sei eine Nachbildung der Erde in anderem Maßstab, so dass ich die Entfernungen, die ich fühle, Hunderte und Tausende Male vervielfachen muss. Dass die Entfernung von hier bis nach Australien fast das Vorstellungsvermögen übersteigt. Das bereitet mir beinahe Kopfschmerzen. Doch eines Tages werde ich in der Lage sein, es zu verstehen. Nun verleiht der Globus erst einmal unserem Dasein eine Form.

Doch was liegt jenseits des Globus? Der Himmel. Und dahinter? Die Sterne. Und dahinter?

Lottie sagt: »Das möchte dein Vater mit dir besprechen.«

»Warum nicht du?«

»Dein Vater will nicht, dass ich mit dir über solche Angelegenheiten spreche.«

»Über den Himmel?«

»Nein, über Gott.«

»Was ist Gott?«

»Frag deinen Vater.«

Also frage ich ihn: »Was ist Gott?«

Vater erzählt mir, Gott habe die Welt und das Universum mit allem, was darin ist, erschaffen. Er ist allmächtig und allwissend. Gott will, dass ich ein liebes Mädchen bin, gut zu anderen und immer auf das höre, was meine Eltern und meine Lehrerin mir sagen. Gott weiß, wann ich böse war. Er sieht mich immer und kennt jeden meiner Gedanken.

»Wohnt er in unserem Haus?«

»Nein, unser Herr weilt im Paradies.«

»Ist das am Meer?«

»Nein, das ist über der Erde, sogar weit über dem Himmel.«

»Wenn du nach oben schaust, Vater, kannst du dann das Paradies sehen?«

»Nein. Es liegt nicht in unserer Sphäre.«

»Wie kann Gott mich dann sehen?«

»Er hat ein allsehendes Auge.«

»Wie kann er meine Gedanken hören?«

»Er kann alles tun, was er möchte. Er kann in deinen Geist eintreten und dich belauschen.«

»Wie die Besucher?«

»Wer?«

Hier breche ich ab. Ich bin noch nicht bereit, Vater von den Besuchern zu erzählen. Ich will nicht, dass er mich für eine Irre hält.

Nun weiß ich über die Welt und über Gott Bescheid und kann darüber sprechen. Ich glaube, ich weiß alles, meine Bildung ist abgeschlossen. Was gibt es noch zu lernen?